REZENSIONEN

■ Die Zukunft als Geschichte

Georges Minois, Geschichte der Zukunft. Orakel, Prophezeiungen, Utopien, Prognosen, Düsseldorf / Zürich (Artemis und Winkler) 1998, 830 S., DM 88,-

So tun, als ob man wissen könnte, was das Morgen bringen wird, und mit dieser Prahlerei fortfahren, obwohl man weiß, daß die Voraussage höchstwahrscheinlich falsch ist, dieses ewig scheiternde und dennoch fortgesetzte Spiel auf der Suche nach Zukunftsgewißheit gehört zur Geschichte der Menschheit seit ihren Anfängen. Was auf den ersten Blick wie ein Dilemma erscheint, ist es nicht allein, denn eine funktionale Bedeutung der Prophetie besteht gerade darin, daß sie uns zielgerichtet aktiviert, um den augenblicklichen Zustand zu verlassen und dafür die Gunst der Stunde zu nutzen, oder um unser Verhalten so zu verändern, daß die drohende Katastrophe doch noch abgewendet werden kann. Insofern bleibt es allenfalls zweitrangig, ob eine Vorhersage eintrifft oder nicht n was zählt, sind die Aktionen, die sie jeweils hervorrufen wird und für die sie Handlungsorientierung gewesen ist. Eine furchtbare Prophezeiung kann selbst dann noch glücken, wenn sie gar nicht eintrifft, was daran gelegen haben könnte, daß die Menschen ihr Verhalten überprüft und sich im Angesicht der Gefahr haben läutern lassen - aber auch die tatsächlichen Gründe für das erfolgreiche Unken verbleiben ja im Dunkeln des Spekulativen. Dennoch: In manchen Zeiten durften sich die Seher keinen Irrtum leisten: was der heutige Wissenschaftler gelassen kognitive Dissonanz nennen kann, kostete den »falschen Propheten« gegebenenfalls den Kopf. Deshalb, so die Moral seit Menschengedenken, sollten Vorhersagen eher unklar und mehrdeutig bleiben; je mehr Anknüpfungspunkte und Peripetien sie enthalten, desto

106

vielfältiger die möglichen Interpretationen und desto chancenreicher ihre Treffsicherheit – sei's auch erst im Nachhinein.

Der Religionshistoriker Georges Minois entwirft in fünf Kapiteln eine beeindruckende Übersicht über die Entwicklung der Zukunftsvorhersagen vom Orakel bei den alten Völkern und in der Antike über die Prophezeiungen des christlichen Mittelalters und die im 14. Jahrhundert aufkommende und mit ihnen konkurrierende Astrologie bis hin zur Utopie und zur wissenschaftlichen Methode. Die ersten Spuren von Weissagungen findet Minois vor etwa vier Jahrtausenden. Bis hin zu den orakelnden Römern beschränkten sich die Fragen an die Zukunft stets auf konkrete Vorhaben in der Politik oder bezogen sich auf individuelle Schicksale. Weniger bescheiden zeigte sich hingegen das Christentum, das den Anspruch erhob, seine Zukunftsgewißheiten für die gesamte Welt und über deren irdisches Ende hinaus zu verkünden. Die Chiliasten, die in ihrer Interpretation der Johannesoffenbarung das tausendjährige Reich auf Erden verhießen, liebte die Kirche allerdings nicht, denn das Glück ist nicht von dieser Welt. Jahrhundertelang sollte das christliche Abendland mit Blick auf eine angekündigte Zukunft leben, was bedeutete: Wir leben nicht mehr, wir erwarten das Leben, wie es der englische Dichter John Dryden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts formulierte. Letztlich im Interesse eigenen Machterhalts hat die Kirche, nachdem sie - wider eschatologischem Erwarten - das erste Millenium überlebte, die religiöse Prophetie zunächst dogmatisiert und schließlich zum Erliegen gebracht.

Für ihren Alltag suchten die Menschen aber schon Antworten darauf, welches Schicksal ihnen bevorstünde. Angesichts der sich häufenden Katastrophen in Gestalt gravierender Hungersnöte, grassierender Epidemien und verheerender Kriege wuchs dieses Bedürfnis im 14. Jahrhundert dermaßen, daß Inflation und Banalisierung

der Vorhersagen eintraten. Etwa zur selben Zeit übernahm die Astrologie das Feld der Zukunftsvoraussage unter dem Schild der Wissenschaftlichkeit. Ihre Prophezeiungen erlebten ihre große Konjunktur vom 15. bis ins 17. Jahrhundert hinein, zumal sie ganz gegensätzliche Standpunkte zu rechtfertigen vermochten und daher beliebig interpretierbar waren.

Das nachfolgende Jahrhundert der Aufklärung markierte einen Schnitt in der Qualität der Zukunftsvorstellungen, indem es nun rationale Maßstäbe verlangte. Für Voltaire waren alle Vorhersagen Humbug, so daß er im Jahre 1763 schimpfte: »Der erste Prophet war der erste Schurke, der einem Dummkopf begegnete.« Wissenschaftliche Kriterien und die analytische Fähigkeit, wie bei Hegel und später bei Marx, aus dem Gang der Geschichte das vermutlich Kommende zu extrapolieren, kennzeichneten das 19. Jahrhundert, das auch den Höhepunkt der Zukunftsvorhersagen darstellte, sowohl hinsichtlich der Methodenvielfalt als auch des Optimismus. Zugleich fand - das Zeitalter der Massen hat begonnen - eine soziale »Aufsplitterung« der Prophezeiungen statt, deren man sich beliebig bedienen konnte, je nachdem, ob man Sozialisten, Liberalen, Neokatholiken oder universellen Fortschrittsverkündern anhängen mochte.

Damit war das Ende der großen Vorhersagen eingeläutet; seither hat sich allumfassende Ratlosigkeit breitgemacht – so ungefähr könnte die Quintessenz für denjenigen lauten, der mit Minois durch die Jahrhunderte geeilt ist. Warum aber gibt sich die Menschheit heute, am Ende des Milleniums, so abgeklärt? Ist die Zukunft aufgebraucht?

Das gegenwärtig so symbolträchtig wie gleichermaßen fragwürdig aufgeladene Jahr 2000 kommt im vorliegenden Werk überhaupt nur zweimal vor: erstens als Fußnote, zweitens als Vorwurf der Obsession an uns Heutige. Auch im Vergleich mit den Zeitgenossen des Jahres 1000, bei denen die Auf-

107

merksamkeit im nachhinein viel größer war als vor dem Jahrtausendereignis. Aber: im Grunde genommen handelt das ganze Buch von unserer heutigen Übergangsgesellschaft, die an einem Vorabend angelangt ist, ohne mehr als das Datum zu wissen. Das bevorstehende Millenium ist nichts als eine abendländische Willkür. Das wirkliche (christliche) Jahr 2000 liegt auf Grund alter Rechenfehler längst einige Jahre hinter uns – ganz abgesehen von Heribert Illigs Behauptung, daß drei Jahrhunderte Mittelalter überhaupt fehlen würden.

Zurück zu Minois. Noch nie sei eine Epoche, was die Zukunft anbetrifft, in solcher Trübsal zu Ende gegangen (wobei er hier nur auf 1800 und 1900 rekurriert). Das Neue sei diesmal das Fehlen von großen, langfristigen Vorhersagen, an die geglaubt wird. Diesen Umstand bewertet der Autor als Fortschritt, denn er widerspiegele nicht nur verlorene Illusionen, sondern auch gewonnene soziale Reife: die Menschheit wird erwachsen. So viel unersprießliche Lernfähigkeit der Menschen muß sich Nachfragen gefallen lassen. Gewiß leben heutige Generationen furchtloser als ihre Vorfahren im Mittelalter, die sich Mut machten, indem sie die Angst vor der Apokalypse in sich aufnahmen, denn damit hatte die Furcht einen Namen erhalten und der Zufall wurde - gedanklich ausgeschaltet. Möglicherweise hat sich auch dieses ewige Wechselspiel von Voraussage, Irrtum und Enttäuschung verschlissen. Sicher ist ebenfalls, daß in den Zeitläuften auch die Ängste konkreter, berechenbarer, also zuverlässiger geworden sind. Aber der Verlust der Träume und Utopien sollte auch beklagt werden dürfen, weil dies auch eine Art ist, mit den Idealen und Hoffnungen zugleich die Zukunft zu verlieren. Die Nüchternheit und Abgestumpftheit gegenüber dem, was morgen kommen mag, ist zugleich ein Ausdruck von Ignoranz und mangelnder Phantasie - kurz: einer fatalen zeitgenössischen Gedankenlosigkeit.

Der Rückgriff auf die älteren Entwürfe hilft uns heute wenig. Minois hat überzeugend dargestellt, warum es mit den Utopien nicht funktionieren konnte, denn als eine besondere Form der Vorhersage können sie als solche nur dann bestehen, wenn man nicht versucht, sie in die Praxis umzusetzen, denn dann werden sie zur Ideologie, am Ende möglicherweise gar zur Hölle. Das ist wie beim Paradies: wenn man versucht, es zu erreichen, verschwindet es. Für die vergangenen zwei Jahrhunderte belegt der Autor den Aufstieg eines schier grenzenlosen Optimismus, der mit der Französischen Revolution begonnen hatte, und dessen Konterkarieren durch den nicht minder berechtigten Pessimismus, den er am französischen Lieblingsthema der aufkommenden Dekadenz diskutiert. Fortschritt und Zukunftsglaube, Katastrophen und Pessimismus bestimmen unser letztes, wenig segensreiche Säkulum. Der Fortschrittsgedanke erstarb an der Realität des 20. Jahrhunderts; auch das haben manche Seher schon viel früher geahnt. Utopien provozierten ihre Gegenutopie, das vermeintliche Paradies mutierte zur Hölle, aber alles ist schon einmal dagewesen. Was im Jahre 1949 von George Orwell als 1984 veröffentlicht wurde, hat in Louis-Sébastien Merciers abschreckender Utopie Das Jahr 2440 (1772 in London erschienen) einen kongenialen Vorläufer.

Nach den Kriegskatastrophen und Desillusionierungen dieses Jahrhunderts und nach dem Untergang der Morgenröte haben die Pessimisten und Skeptiker Oberwasser erhalten. Das ist der aktuelle Stand, aber immer weniger Menschen interessieren sich dafür.

Zeitweilig muß der Leser dem Autor jetzt auf den Marktplatz der Elaborate von Soziologen, Physiker, Futurologen usw. folgen, wer aber dieses journalistische Intermezzo durchstehen kann, findet sich am Ende unversehens in einer tiefgreifenden philosophischen Diskussion wieder, die durchaus fasziniert. Aussagen über die Zu-

kunft sind heute nicht mehr so einfach zu haben wie früher, als man den Göttern oder dem Fortschritt vertraute. Am Ende des 20. Jahrhunderts scheint es, als sei die Zukunft längst verbraucht. Hat das Ende doch schon begonnen? Minois sieht uns aktuell in einer Epoche angelangt, die den Ausgang sucht, die aber nicht mehr voraussagen kann, weil sie nicht mehr weiß, wo die Zukunft liegt. Unsere Gegenwart vereinnahme die Vergangenheit und die Zukunft gleichermaßen, so daß beide ihre Rolle als Anhaltspunkte einbüßten. Die höchst bedeutsame Dimension der Zeit, die in der Gesamtdarstellung, in der die Divinationen meistens an sich und für sich standen, nicht immer hinreichend präsent war, kommt hier, im Bezug auf die Gegenwart, ganz explizit zum Tragen.

Minois ist eine gewaltige Religionsund Ideengeschichte gelungen, die die Perspektive einer Kulturgeschichte zumindest eröffnet. Eine sozialgeschichtliche Dimension fehlt leider, und auch die Wirkungsgeschichte der Zukunftsvorstellungen bleibt schwach, wobei unklar bleibt, ob dies dem Konzept oder der Quellenpotenz geschuldet ist. Dies ist auch deshalb bedauerlich, weil sich gerade hier ein fruchtbares Arbeitsfeld für einen Historiographen anbietet, der rückblickend die von der Zeit stets unausweichlich eingeholten und somit obsolet gemachten Zukunftsvorstellungen untersucht. Eine Vorhersage klärt uns nicht über die Zukunft auf, sondern sie widerspiegelt jeweils die Gegenwart, also auch den Zeitgeist. Die Stärken des Buches, die insbesondere aus einer sehr dichten Beschreibung resultieren, liegen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, danach scheint es, daß manche Willkür oder Dürre nicht hätten sein brauchen, was allerdings auch auf ein Methodenproblem angesichts der ganz gegensätzlichen Quellenlage verweisen könnte. Wohl sollte man sich nicht wundern, daß sich der Text und die Quellen großenteils auf Frankreich beziehen oder daß nur selten die wissenschaftlichen Streitfragen dargestellt werden. Manchmal hätte man sich auch einen Quellenbezug gewünscht oder präzisere Angaben – aber daß ein solches schwergewichtiges Kompendium zwar mit einem Personenregister, nicht aber mit einem Literatur- und Quellenverzeichnis und schon gar nicht mit einem Sachindex daherkommt, ist ärgerlich.

Wo waren wir soeben, wo sind wir eigentlich im Moment? Wo befindet sich unsere Gegenwart, wenn das Ende der Geschichte erreicht ist und uns auch keine Zukunft mehr bevorsteht? Die Antwort war, ist, wäre relativ. Zum Glück verschieben sich eben auch unsere Maßstäbe mit jeder Sekunde nach ... vorn? Bleibt uns angesichts der Ungewißheit nur der kategorische Imperativ: Carpe diem!

HARALD DEHNE (BERLIN) 109